Dann läßt er seinen Bleistift — in kostbarer silberner Hülle steckt der weichste Graphit — aufblitzen, und alle Welt weiß: Jetzt hat er ein neues Motiv, der Spötter! Aber was ist das? Der Bleistift, der Bleistift entfällt seinen zitternden Händen, rollt über Deck, wird vom Ablaufwasser der Spritzer spielend mitgenommen. Und der Poet bückt sich nicht einmal nach seinem kleinen blinkenden Pegasus, sondern beugt sich über die Reling. Lange, erschüttert, hingerissen, zerschmettert.

Der Poet hat ein neues Motiv. Biscaya ist sein Name. Und lange schwere Ozeanwellen expressionistische Wellen des Atlantik skandieren: „Biscaya! Biscaya!“

*

Blaueste See! Blauester Himmel! Strahlendste Sonne! Wenigstens in den nächsten fünf Minuten. Aber im Speisesaal sieht man nur finstere Mienen. „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende!“

Ein dicker, untersetzter, im allgemeinen freundlicher, aber jetzt doch herbe ausschauender Herr wedelt mit dem Suppenlöffel in dem mit pikanter Tomatensuppe gefüllten Teller umher nach dem inneren Rhythmus: Soll ich, oder soll ich nicht?

Ein Backfisch taucht auf. Helle Augen, seegebräunte Wangen. Echte „Seeluft“. An der Quelle geschöpft! Nicht vom Hausfriseur oder aus dem kosmetischen Kaufhaus bezogen. Echt! Waschecht! Selbst das Küssen färbt nicht ab. Strahlend, graziös die Schwankungen des Schiffes im Schreiten sicher abfangend, landet die Kleine dem griesgrämigen Herrn gegenüber auf dem runden Drehstuhl. Mitteilungsbedürftig beginnt sie eine sprudelnde Unterhaltung, bringt aber Grimmbart — er ist übrigens glatt rasiert — nicht in Schwung. Im Gegenteil. Er sucht das frische Mädel brüsk abzuschütteln. Die Kleine, seine Nichte, merkt nichts, obwohl er immer heftiger wird. Die Unterhaltung spitzt sich zu, wird lauter, und ich höre dieses echte Biscaya-Gespräch:

„Die See wird schon bedeutend ruhiger.“ — „Sooo! Sprich bitte nicht von der Seekrankheit!“ — „Man sollte das Fenster öffnen. Es ist hier so stickige Luft, daß man . . Pardon! Pardon!“ setzte sie hinzu. — Er unterbrechend: „Du wolltest doch freundlichst nicht von der Seekrankheit sprechen.“ — Sie ein wenig nervös, weil er sehr laut sprach: „Ach, warum denn nicht? Wir beide haben sie doch nicht.“ — „Ich bitte mir sehr höflich, aber sehr entschieden aus, daß Du nicht davon spricht.“ — Sie, nach einer kleinen Erholungspause: „Einen glänzenden Witz habe ich vorhin erlebt. Darf ich erzählen?“ — Er mit Mühe einlenkend: „Bitte, wenn Du ihn für so interessant hältst.“ — „Du kennst doch den dicken Doktor Kotzenberg.“ — Er, mit wildem Aufschrei: „Vermeide derartige Namen!“ — „Er kann doch nichts dafür. Er heißt auch auf dem Lande so; aber wenn Du so gereizt bist, erzähle ich gar nicht. Reiche mir bitte die Mayonnaise!“ — Er schlägt auf den Tisch, sieht sich ob seiner Hemmungslosigkeit selbst unangenehm berührt um und sagt, nachdem er bemerkt, daß eigentlich niemand etwas gehört hat, weil niemand mehr da ist: „Mayonnaise ist doch schon wieder so eine Anspielung.“ —

Sie lacht schallend auf und ruft, beinahe schluchzend vor Vergnügen: „Dir ist die Seekrankheit wohl auf den Kopf geschlagen.“ — Er, sich überschreiend: „Sprechen wir nicht von der Seekrankheit!“ — Sie im gleichen Ton unerschüttert: „Es wäre schon besser, wenn sie Dir in die Beine gefahren wäre.“ — Sie fährt ihm in die Beine. Er flüchtet. Sie lacht hinterher: „Hahaha! Biscayahahaha!“

Eine mächtige Woge stellt das Schiff beinahe auf den Kopf. Die Kleine saust in meine Arme. Einen Augenblick, einen schwachen Augenblick schwebt mir so etwas vor, wie Festhalten, Tango, Mondscheinnacht an Deck, Küsse im Schatten des Schornsteines. Ach, wie rasch der Augenblick vergeht! Bleiche Lippen schauen mir aus bleichem Gesicht entgegen. Der Mund haucht: „An Deck bitte!“ Und preßt sich dann fest zusammen. O Herz, Biscaya! O Schmerz, Biscaya! —

*

Was prasselt da an mein Fenster? — Ah, Wellenspritzer. Das trommelt ja wie Maschinengewehrfeuer. Was ist denn los? — Ah, der Golf! — Wenn man nur in das richtige Hosenbein kommen könnte.

Kein Mensch an Deck. — Welch ein Sonnenaufgang! Blut tropft aus den Wolken auf das Meer. Es ist schon purpurrot.

Der Sturm peitscht die Wellen, daß ihnen der Schaum an den Flanken niedertrieft. Ein paar Wogen wirft der Wind mit knallendem Hohngelächter aufs Mitteldeck. Entsetzte Flucht nach oben. Der Wind ist first. Eine Dusche kommt vom Oberdeck über die Treppe. Knallend schlägt Welle um Welle ans Schiff. Paukenschläge, nach deren Takt Trompetenstöße um die Kommandobrücke hasten. Pfeifen, schrilles Pfeifen der Antennen verstärkt das Orchester des Orkans. Die Masten singen, und die Schornsteine summen. Losgerissene Taue enden trommeln einen Jazzband-Rhythmus.

Die Sonne ränder die Wolken mit breitem silbergoldenem Saum. Wirft aus gleißendem Füllhorn rotglühendes Gold auf die Wogen. Die schreien blendend Dank in den warmblauen heißen Himmel.

Und an der Spitze des Vorderschiffs stehen, nein fliegen hoch und nieder ein Weib und ein Mann. Jetzt inmitten wild schreiender Möven Jetzt zwischen steilen, schäumenden Wogenbergen tief, tief im Tal.

Sie singen, die tollkühnen Flieger. Froh ihres blühenden Lebens, ihrer Unüberwindlichkeit. Eins mit dem Orchester der Elemente. Berauscht und selbst hinreißend, wie sie sich im Getau des Vorschiffs verkrampfen. Kämpfen, siegen und singen.

Hell hallt ihr jauchzender Lebenssang: Biscaya, Biscaya!

—⊡—

Cowboys in der Camargue

Wildwest-Szenen in Südfrankreich. — Das „Jungfrauenfest“.

Von Dr. L. Aigner.

Die Cowboys des Wilden Westens sterben allmählich aus. Das heutige Geschlecht kennt die Abenteurer, die in unbekannten Ländern nach Gold suchten, in Planwagen reisten und wilde Mustangs ritten, nur noch aus Büchern oder vom Zirkus oder Film. Nächstens werden wir es erleben, daß Vieh von Robots gehütet wird, während die Männer, die Nachfolger Buffalo Bills hätten sein können, in Marmeladefabriken oder elektrischen Kraftwerken arbeiten und kein Verständnis mehr haben für breitrandige Hüte, fransenbesetzte Hosen, Sporen und alles übrige, was unsere jugendliche Phantasie einst mit den endlosen Prärien in Verbindung brachte.

So seltsam es klingt, dies romantische Geschlecht, das aus dem Leben Amerikas schnell verschwindet, blüht und gedeiht noch in Europa. Nahe der Rhonemündung, in Südfrankreich, lebt ein Cowboyvolk, die sogenannten „gardianes“, die sich seit undenklichen Zeiten mit der Aufzucht von Stieren für die „corrida“ (Stierkämpfe) beschäftigen, dem beliebtesten Vergnügen der Spanier. Kraftwagen gibt es in diesem Teile Frankreichs verhältnismäßig wenig. Philosophische Maultiere ziehen ihre Karren, und das Vieh wird von stattlichen Burschen zu Pferde gehütet. Hier spielt das Tier noch eine Rolle.

Die ganze Bevölkerung, Mann, Frau und Kind, Jung und Alt, versammelt sich einmal jährlich, etwa um Mitte Mai, zu der „Ferrade“, die ohne Uebertreibung eins der aufregendsten Schauspiele zu Pferde ist, die es überhaupt gibt.

Am Tage vor dem großen Ereignis gehen Ausrufer mit Trommeln durch die Städte und Dörfer, obgleich man eine derartige Erinnerung eigentlich für überflüssig halten sollte. Die Sonne des nächsten Morgens scheint auf Tausende und Abertausende zu Pferde, zu Fuß und in plumpen Karren, einige mit 20 Personen, Frauen, Kindern und Greisen besetzt, die alle zur Ferrade streben. Jeder Mann, der nicht gerade ein Krüppel ist, hält darauf, dorthin zu reiten, seine Frau oder Braut hinter sich.

Die Menge füllt den ganzen weiten Zuschauerraum des großen Römertheaters in Nimes, wo zunächst eine einleitende Vorstellung stattfindet. Verschiedene Stücke mittelalterlichen Charakters, welche die Geschicklichkeit der Reiter zu zeigen bestimmt sind, werden aufgeführt. Das alles ist aber ein Kinderspiel, verglichen mit der Ferrade, der jeder einzelne mit fieberhafter Spannung entgegensieht. Die Vorführungen in der Arena werden unterbrochen durch das „Jungfrauenfest“; dabei erhalten die jungen Mädchen, die 21 Jahre alt geworden sind, ohne den Versuchungen der Pariser Mode zu erliegen, und noch an der malerischen Tracht ihrer Heimatprovinz festhalten, Diplome.

Die Arena von Nimes ist bei weitem zu klein für die Ferrade, die daher in der großen Ebene der Camargue stattfindet. Die zu dieser Jahreszeit herrschende Hitze — hier häufig so groß wie in der Sahara — stört niemanden. Die nach Zehntausenden zählenden Zuschauer sind in einem großen Hufeisen aufgestellt. Der erste Stier kommt aus dem Zwinger, in dem er die Nacht zugebracht hat, und Dutzende von Cowboys galoppieren hinter ihm her, jeder einen langen Stachelstock mit gabelförmigem Ende in der Hand. Ungleich dem spanischen Toreador, trachten sie dem Tiere nicht nach dem Leben, sondern jagen es nur bis zur völligen Ermattung, um es dann zu Boden zu werfen. Jeder, dem dies gelingt, darf dem Stiere sein Zeichen anheften; ist dieser jedoch gewandter und entkommt er aus dem großen Hufeisen, so hat er gewonnen und bleibt bis zum nächsten Jahre ungeschoren. Ein zu Boden geworfener Stier wird an langer Leine herumgeführt, und jeder freut sich, wenn er mal daran ziehen darf. Man kann sich die Szene ausmalen: der besiegte Ries ein Triumphzuge durch eine Menge aufgeregter, aus Leibeskräften brüllender Südländer geführt.

Das geht so vom Morgen bis zum Abend, die Stiere sind scheinbar unzählig. Die Gewandtheit, mit der die Cowboys der Camargue ihre Pferde lenken und den plötzlichen Angriffen des von ihnen gejagten, vor Wut irrsinnigen Tieres ausweichen, ist einfach staunenswert. Aber nicht immer kommen sie mit heiler Haut davon. Gelegentlich macht ein Pferd oder sein Reiter einen Fehler, der Stier erfaßt den Augenblick, und vor der Menge liegt ein Reiter, der an keiner Ferrade mehr teilnehmen wird. In solchen Fällen verschiebt man die weiteren Kämpfe um einige Tage.

Alle Welt nimmt an dem Leichenbegängnis teil. Alle Gardianes sind dabei, ihre Pferde am Zügel führend. Sechs tragen den Sarg, vier halten die Zipfel des Bahrtuches. Gesondert folgen die Frauen, mit der Witwe oder Braut des Verstorbenen an der Spitze. Diese Bedauernswerten werden der Ferrade des kommenden Jahres nicht beiwohnen.

—⊡—

Wölfe kommen ungeladen zum Feste.

Etwas programmwidrig war der Verlauf einer Hochzeitsfeier, die kürzlich im portugiesischen Ort Queiyras stattfand. Ein Dutzend Gäste hatte sich versammelt und tafelte im Freien. Man trank ein bißchen viel vom Wein, den die gütige Sonne des Südens reichlich spendet und wollte sich gerade über die letzten Fleischgänge, den Schweine- und Lammbraten, hermachen. Da erschienen zwei ungeladene Gäste, die noch unerwünschter waren als „der Reiter und sein geschwindes Roß“, nämlich zwei hungrige Wölfe. In ein paar Sekunden war die Hochzeitsgesellschaft trotz der weinschweren Glieder verschwunden. Die Wölfe dachten nicht daran, sie zu verfolgen. Warum auch, wo doch der Tisch mit Braten reichlich gedeckt war? Nicht ein Fäserchen Fleisch blieb übrig, und selbst eine süße Reisspeise verschwand in hungrigen Wolfsmagen. Zwei neugierige Ziegen, die unvorsichtigerweise den Kopf um die nächste Ecke steckten, mußten noch ihr junges Leben lassen und wurden mitgeschleppt. Als die allmählich nüchternen Hochzeitsgäste soweit waren, daß sie ihre Schießprügel fanden, hatten sich die Gäste schon längst empfohlen. Um ähnliche bedauerliche Störungen des Festes und Beeinträchtigungen der Tafelrunden zu vermeiden, sollen in Queiyras die Hochzeitsfeiern künftig „im Saale stattfinden“.

Die Westfälische Heimat. Die Juli-Nummer der „Westfälischen Heimat“ bringt einen sehr beachtlichen Aufsatz über „Heimat und Rasse“, der sich gegen die Versuche hannoverscher Kreise wendet, mit Hilfe des Rassegedankens weites westfälisches Land zu der geplanten Bildung eines großen Niedersachsens hinzuzuschlagen und das Ruhrgebiet rassehygienisch verfachen zu lassen. Für die Kommunalpolitiker der westfälischen Großstädte dürften die Darlegungen von W. Elbracht über „das Volkstum der Industrie-Großstadt“ wertvolle Anregungen und praktische Fingerzeige bieten. Der reich illustrierte Beitrag „Alte Fachwerkhäuser in Herdecke an der Ruhr im Spiegel einer Zeitbetrachtung“ enthält ebenfalls nützliche Hinweise sowohl für Erhaltung des Alten, als auch für neuzeitliches Bauen. Kunstfreunde und Handwerkskreise dürften in gleicher Weise sich an den Ausführungen über „alte westfälische Goldschmiedekunst“ erfreuen. Die Erzählung „Gerswits Burg, Novelle aus der Frühzeit des Essener Münsters“ von Juga Russel ist künstlerisch und stofflich gleich anregend und hochstehend. Der Bezug dieser ausgezeichneten Zeitschrift kann nur empfohlen werden. Alle Buchhandlungen und Postanstalten sowie der Heimatverlag, Dortmund, Königshof 23, nehmen Bestellungen entgegen.

Verantwortlich H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: Dr. C. Sauß, Altena.



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 22 Mittwoch, 16. Juli 1930

Auf Wanderschuhen durchs schöne Sauerland

Ein Wochenende im Ebbe.

Zur diesmaligen 1½tägigen Wanderung nehmen wir die Blätter 6 Lüdenscheid und 7 Attendorn der Sauerlandkarte 1 : 50 000 vom Sauerland-Verlag zu Iserlohn mit auf den Weg. Ausgangspunkt ist am Samstag mittag Lüdenscheid.



Von den 3 Lüdenscheid berührenden Hauptwanderstrecken des Sauerländischen Gebirgs-Vereins wählen wir die wohl am meisten begangene: 6, Hagen—Bad Wildungen. Vom Bahnhof aus gehen wir erst mal zum Amtshaus an der Sauerfelderstraße (¼ Std.). Die Bergstadt liegt bereits 420 Meter hoch. Auf Feld- und Waldwegen ziehen wir auf und ab bis Schloß Neuenhof im Elspetal (35 Min.; 330 Meter). Dieses schlichte Haus mit hübschem Giebel und schöner Tür gehörte einst auch dem Geschlechte derer von Neuhoff, aus dem der schon bald sagenhaft gewordene König Theodor I. von Corsika stammte. Nun wenden wir uns im Tale links, dann kurz vor der Knochenmühle rechts aufwärts, bis wir nach abermaligen 35 Min. dem schöngelegenen, noch strohgedeckten Hofe Stilleking nahekommen (425 Meter). Wiederum 35 Min. später — der Weg steigt meist durch prachtvollen Hochwald weiter — haben wir die Homert erreicht. Es verlohnt sich, auch dessen nahen Gipfel mit 539 Meter zu ersteigen und vom Aussichtsturm aus die Rundschau über ein sehr stark zerklüftetes Bergland wahrzunehmen. Von der Homert gehts bis zum Schluß des 1. Tages bergab. Der schattige Höhenweg berührt nach 35 Min. die Häuser von Werkshagen und wir brechen ¾ Std. danach an der Versetalsperre für heute ab (440 Meter). Vielleicht lockt noch eine Kahnfahrt im Mondenschein und stillen Abendfrieden auf dem wohl landschaftlich schönstgelegenen Stausee des Sauerlandes, ehe wir unseren Wanderfüßen die wohlverdiente Rast gewähren.

Die ersten 20 Min. bleiben wir in der Frühe des Sonntags entlang der Hauptwanderstrecke 6 noch der Versetalsperre nahe. Nach Ueberschreitung der Sperrmauer wandern wir dem östlichen Randweg nach und über Brink aufwärts nach Buschhöh (5 Min.). Hatten wir an der Versesperre den Fuß des weithingestreckten Ebbegebirges erreicht, klettern wir jetzt schon zum Kamm empor. In 20 Min. stehen wir 608 Meter hoch darauf. Längst hat uns der Wald umfangen. Auf dem Ebbekamm gehts nun sachte auf gleicher Höhe bis zur Kreuzung von Hwstr. 12 und dann noch bei leichter Steigung zur höchsten Erhebung des Ebbe, der Nordhelle (663 Meter: 50 Min.) weiter. Auf ihr erhebt sich zum Andenken an den Schöpfer des sauerländischen Hauptwegenetzes, des frühverstorbenen Hagener Ingenieurs Kolb, ein schlanker steinerner Aussichtsturm mit Erfrischungsräumen und ganz hervorragender Ausschau. Der größte Teil des Sauerlandes breitet sich vor unseren staunenden Blicken aus. Auf der Hauptwanderstrecke 6 verweilen wir nun auf dem Ebbekamm noch 30 Min., dann stoßen wir beim Forsthaus Ebbe mit Silberfuchsfarm auf das weiße Zeichen einer Raute (hochstehendes Quadrat). In jähem Abstieg klettern wir auf diesem Bezirksweg den Nordhang des Ebbes hinab zur Ebbemühle am Ebbebach (420 Meter; 35 Min.), wandern dann rechts dem Bache nach zur nahen Oestertalsperre, deren Sperrmauer wir nach 35 Min. erreicht haben, und über Himmelmert (320 Meter; 10 Min.) hinauf zu der unter Naturschutz stehenden „Breiten Eiche“ (420 Meter; 20 Min.). Der folgende Waldweg führt unter der Sundhelle her zur Stadt Plettenberg (55 Min.). Bis zum Bahnhof Plettenberg ists noch ein halbes Stündchen Landstraße, doch fährt hier auch die Dampfstraßenbahn. Die Sonntagswanderung umfaßte gut 5 Wanderstunden, war demnach nicht zu anstrengend.

—⊡—

Rhein-Erinnerungen

Fahr' nicht zur See! Komm' mit an Sommertagen,
Wenn Saaten reifen in der Sonne Glut,
Zum deutschen Rhein, reich an Geschichte, Sagen,
Und labe dich in seiner kühlen Flut.

Die See ist schön. Romantik wohnt am Rheine,
Auf seinen Bergen, wo die Traube schwillt. —
Mit bunten Farben, seltnen Edelsteinen
Schmückte ein Gott mein rheinisches Gefild'.

Trägt dich der Vater Rhein auf breitem Rücken
Steigt wundersame Schönheit vor dir auf:
Trauliche Dörfer, Städte dich entzücken,
Ruinen raunenvon der Zeiten Lauf.

Gar manchen Berg und Turm hab' ich erstiegen
Und sinnend träumte ich dem Strome nach:
Die Rheingoldsage, Siegfrieds Kampf, Erliegen, —
Walküren sangen mich am Drachensteine wach.

Was ich auf Reisen Schönes hab' erfahren,
Schloß ich ins Schatzkästlein Erinn'rung ein:
Gar manche Perle konnt' ich drin bewahren,
Doch du bist mir die liebste: Deutscher Rhein!

Heinz Heil.

Städtchen am Mittelrhein

Boppard, das alte „Baudobriga“ der Kelten das römische Grenzkastell unmittelbar am Ufer des ewig fließenden Stromes, sah einst Fürsten und Herrscher. In der „Villa regis“ ist ihm heute noch die Stätte erhalten, an der die fränkischen Könige ihre Erholung verbrachten. Boppard war ihre Sommerresidenz.

Sommerresidenz kann es heute noch vielen werden, denn jede seiner Gaststätten ist eine kleine „Villa regis“. Und seine Jugendherberge gar, das „Ritter Schwalbachhaus“, ist ein architektonisches Kleinod, ebenso wie das Ebertor, jener entzückende Eingang zum Stadtgarten am Rhein. Dazu diese einzigartige Rheinpromenade! Wie der Vorwitz selber grüßt von der großen Strombiegung, hinter der Felsenkulisse her das Kirchlein von Filsen herüber. — Und hinter dem Städtchen schmücken 12 000 Morgen rauschende Wälder die Berge. In Boppard grenzt auch der Hunsrück dicht an den Rhein, denn hier ist der Ausgangspunkt der durch ihren wildromantischen Weg berühmten Hunsrückbahn. Der Hunsrückbauer bringt hier noch sein aus selbstgezogenem Getreide wohlschmeckend hergestelltes Bauernbrot zum Markt. Und 1 500 000 Rebstöcke zieren das Bopparder Weinbaugebiet in der Südlage des „Bopparder Hamm“. So ein funkelnder Tropfen von der „Weißen Wack“ vom „Ewigbach“ oder gar von der Feuerlei! — Man kann ihn in den sogenannten Straußwirtschaften direkt beim Winzer trinken.

14 Tage Standquartier in Boppard! Dann kommen Sie langsam hinter die Geheimnisse des Rheins. Wenn möglich, versuchen Sie's diesen Sommer . . .

Und benutzen Sie von Boppard für 50 Pfg. eines der flinken Motorboote nach Camp, Bornhofen, jenem berühmten Wallfahrtsort, der von den „feindlichen Brüdern“ (wie der Volksmund die beiden Ruinen Sternberg und Liebenstein nennt) überragt wird. In wenigen Minuten sind Sie von dort in Bad Salzig, jenem echten alten rheinischen Winzer- und Bauerndorf. Würzig duftet das Heu, das die Bauern auf ihren leichten, von schönen braunen Kühen gezogenen Wägelchen jetzt dort einfahren. Herzig knappen sich die Kirschen, die in diesem ganzen Kirschenparadies von Boppard, Filsen und St. Goar hinauf gedeihen. Und köstlich mundet der Wein, den die Salziger Winzer in mühseliger Arbeit auf dem anderen Ufer des Rheines ziehen. In Kähnen schaffen sie den Weinbergsdünger hinüber und in Kähnen holen sie die Traubenernte von den schroffen des anderen Ufers herüber. Die Salziger verstehen natürlich den Umgang mit Kähnen, denn vielen von ihnen steckt Rheinschifferblut in den Adern. Am Salziger Ufer ist nämlich eine große „Reede“. Alle Schleppzüge, die mit 6 Kähnen hier eintreffen, stoppen und legen 3 Schleppschiffe vor Anker, denn nur mit 3 können sie den hier stark strömenden Fluß durch die vielen Windungen des engen Tal's durch's Binger Loch hinauf nach Mainz passieren. Allenthalben findet man hier viele der echten braun verbrannten kernigen Rheinschiffertypen. Neben dem schönen alten Bauerndorf hat das aufstrebende Salzig ein ganz reizendes sehr zukunftsreiches Kur- und Badeviertel mit herrlichem Park, entzückendem Kurhaus und hervorragenden Heilsalzquellen für Magen-, Leber-, Zucker- und Nieren leidende.

Kaum 100 Minuten Fahrt über das schöne Winzerdorf Hirzenach und neue Reize fesseln Sie. Während Sie auf dem rechten Ufer die Burgruine Maus bewundern, überrascht Sie auf dem linken Burg Rheinfels. Böllerschüsse begrüßen Sie öfter bei der nun folgenden Ankunft in St. Goar und siebenfach hallt das Echo wider aus den Bergen. Burg Katz präsentiert über St. Goarshausen, dessen Häuser zwischen zwei Türmen wie zwischen riesengroßen Flügelmännern „Front machen“. Und wieder um die Ecke — und es zeigt sich Ihnen das Felsentor der Lorelei. Mannigfach geht hier die Sage. Daß aber die Loreley im Jahre 14100 im „Goldenen Löwen“ zu St. Goar für 50 Gulden an den Jäger aus Kurpfalz verkauft wurde, ist weniger bekannt. Man sagt auch die bekannte Szene aus Goethes Hermann und Dorothea habe sich im „Goldenen Löwen“ zu St. Goar abgespielt. Doch nicht nur aus der alten, auch aus der jüngeren Geschichte weiß das interessante Fremdenbuch dieses Haus

ses zu erzählen. So berichten die Pioniere Dreesen und Laufenberg aus Godesberg-Muffendorf, daß sie Anfang August 1914 eine Brücke in St. Goar schlugen vom rechten zum linken Ufer, über die viele Deutsche gen Westen zogen. Und am 18. November schrieb ein deutscher Leutnant in's gleiche Buch:

„Wir kommen aus Frankreich, aus bitterem Streit,
Wir grüßen dich Heimat, voll Seligkeit."

— — — — — — — —

Leb wohl, Vater Rhein, und ihr felsigen Höh'n
Leb wohl linkes Ufer — Auf Wiederseh'n!

„Da können Sie lange warten!" schrieb ein Franzose darunter und verzeichnet die Tatsache, daß sie eine Brücke vom linken zum rechten Ufer geschlagen und sich somit ihre lange Sehnsucht über den Rhein zu gehen, erfüllt habe. Und er schrieb weiter:

„Von der Marne bis zum Rhein
O Loreley muß gefeiert sein!"

Die Generäle Mangin und Fayoll waren im goldenen Löwen und Tommi Hoskins aus England schrieb in dieses Fremdenbuch:

„Its a long way to Tipperary!"

Nun flattert auf den Domen von Köln, Mainz, Trier und Speyer wieder die deutsche Fahne. Stolz weht sie gegenüber dem Deutschen Eck wieder von Ehrenbreitstein herunter und kündet von der Loreley herab.

Es wogte ein hart bitter Schicksal vorbei
Nun ist es vorüber und „Rheinland ist frei"

—⊙—

Gasthoffreuden und -leiden in alter Zeit

Von Karl Vollmöller.

Reiseverkehr und Gastwirtsgewerbe sind zwei Begriffe, die immer in enger Beziehung zueinander standen. So lange kein nennenswerter Verkehr herrschte, gab es auch keine Beherbergungsbetriebe. Das Entstehen des Gastwirtsgewerbes setzte eine gewisse sittliche und kulturelle Höhe des betreffenden Volkes voraus. So erscheint es als ganz natürlich, daß wir in den ersten Kulturländern der Alten Welt, in Mesopotamien und Aegypten, die frühesten Anzeichen vom Vorhandensein von Gasthäusern finden. Dort standen an den Hauptwanderwegen die ersten Herbergen, die dem Reisenden neben einfacher Kost und dem unentbehrlichen Nationalgetränk der beiden Länder, dem Emmer- und dem Gerstenbier, einfache Unterkunftsmöglichkeiten boten.

In Griechenland war die Gastfreundschaft die Vorgängerin des Beherbergungsgewerbes, das sich notgedrungen entwickeln mußte, je größer der Umfang des Fremdenverkehrs und mit ihm die Inanspruchnahme der gastlichen Privathäuser wurde. Auf Massenbetrieb war der Gastwirt damals freilich noch nicht eingerichtet, so daß gelegentlich von Festen — meist religiöser Art — die Behörden für die Unterbringung der Reisenden sorgen mußten, wie dies in Olympia und Delphi der Fall war. So erfahren wir, gab die Thebaner während des Peloponesischen Krieges den Besuchern des Heratempels in Platäa ein hölzernes Riesengebäude zur Verfügung stellten, das siebzig Meter im Geviert maß und mehrere Stockwerke mit Ruhebetten aufwies. Von Bequemlichkeit oder gar von individueller Behandlung, deren sich der Gast heute erfreuen kann, war unter diesen Umständen natürlich keine Rede. Deshalb erhöhte sich auch dem steigenden Bedürfnis entsprechend die Zahl der Herbergen rasch.

Im alten Rom war die Entwicklung des Beherbergungswesens die gleiche wie in Griechenland. Die Reichen freilich pflegten auf Reisen neben ihrem Sklaventroß und Proviant auch ein Zelt mitzuführen und bei sich selbst zu Gast zu sein. So kam es, daß die Herbergen vornehmlich vom einfachen Volk aufgesucht wurden und meistens nur primitive Unterkunft boten. Wie heute, so gab es damals schon „Hotels", die Zimmer mit Bäder anpriesen.

Eine Eigentümlichkeit altrömischen Verkehrs- und Unterkunftswesens war die von Augustus gegründete Reichspost. Sie diente nur der Beförderung der Beamten. In Abständen von rund 35 Kilometern fanden sich Unterkunftshäuser, Mansionen genannt, die dem von Staatswegen Reisenden reich eingerichtete Schlafräume, Bäder, Stallungen, ausgezeichnete Verpflegung und den besten Wein boten. Als Ausweis dienten Freischeine, Evektionen genannt, die Aufschluß über den Zweck der Reise und die Art der Verpflegung gaben. Private erhielten nur in Ausnahmefällen Freischeine, über deren Ausstellung der Kaiser unterrichtet werden mußte. Später trieben die Provinzialstatthalter einen derartigen Schacher mit den Evektionen, daß die Post zur regelrechten Landplage wurde.

Der Verfall des Römerreiches war gleichbedeutend mit dem eines geregelten Verkehrswesens und Beherbergungsbetriebes. Erst als die europäischen Völker in ihren neuen Wohnsitzen zur Ruhe gekommen waren, entwickelte sich der friedliche Verkehr von neuem und mit ihm auch das Herbergswesen. Natürlicherweise entstanden die ersten Gasthäuser Deutschlands an der großen Handelsstraße über die Alpen. Hier sammelte sich der Strom der Rom- und Italienfahrer in solcher Stärke, daß die Herbergen meist überfüllt und die Nahrungsmittel spärlich anzutreffen waren. Deshalb erschien es den Reisenden ratsam, entweder ihren Proviant selbst mitzuführen oder ihre Ankunft in den einzelnen als Etappen gewählten Gasthäusern im voraus zu melden und um Bereitstellung der Lebensmittel zu ersuchen. So wissen wir, daß ein Speyerer Bischof des neunten Jahrhunderts gelegentlich einer Romfahrt sich durch Boten in den einzelnen Nachtquartieren je dreißig Seidel Bier sichern ließ. Trocken reisen zu müssen, war damals ein noch zweifelhafterer Genuß als heute.

Die nach den Kreuzzügen eintretende Verarmung des Adels und die Abnahme der Klöster bedingten, da diese und die Burgen als Unterkunftsmöglichkeiten ausschieden, ein Anwachsen des Gastwirtsgewerbes. Besonders entwickelt war natürlich das Herbergswesen der großen Verkehrsmittelpunkte, z. B. das Roms, wo es während des Mittelalters hauptsächlich in deutschen Händen lag. Damals wurde weniger für die Bequemlichkeit des Gastes als für schmackhaftes Essen und für einen guten Tropfen gesorgt. Daß es letzteren gab, zeigt ein Erlebnis Maximilians I., dem zu Ehren in Köln ein Prunkmahl stattfinden sollte. Starker Regen zwang den Kaiser, auf dem Wege zum Bankettsaal in ein Wirtshaus zu flüchten, wo ihm ein Krug Kölner Bier gereicht wurde. Das schmeckte dem an einen guten Trunk gewohnten Habsburger so herrlich, daß er Rat und Prunkmahl vergaß und sich dort regelrecht festkneipte.

Die Kriege des 17. und 18. Jahrhunderts waren nicht dazu angetan, den Reiseverkehr und den ausgangs des Mittelalters einsetzenden Besuch mancher Badeorte zu fördern. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts brachte der langsam steigende Wohlstand eine Fortentwicklung des Gasthofwesens mit sich, und um diese Zeit finden wir in Deutschland zuerst die Bezeichnung Hotel. Die Blütezeit des Gastwirtsgewerbes begann. Die besseren Gasthöfe der wieder in Mode kommenden großen Badeorte wurden zu Kulturzentren, in denen sich die Intelligenz aller Länder ein Stelldichein gab. Doch den letzten entscheidenden Schritt zur Entwicklung des modernen Hotelwesens veranlaßte die Eisenbahn mit ihrer bis dahin ungeahnten Verkehrsbelebung. Deutschland und die Schweiz übernahmen die Führung auf diesem Gebiete und dafen im Gegensatz zu amerikanischen Uebertreibungen jenen Wirtstyp, der den Reisenden als den umhegten Gast im ursprünglichen Sinne des Wortes betrachtet.

—⊙—

Wiener Bilder

Von Jo Hanns Rösler.

Die Chauffeure sind überall ein besonderes Kapitel.

Aber in Wien. — Vor einigen Tagen kam ich in Wien an. Bestieg eine Autodroschke und fuhr in den Kaasgraben. Angekommen, gab ich dem Chauffeur eine Zehnschillingnote und fragte: „Sie bekommen?"

Keine Antwort. Er nahm den Schein und kramte in seiner Tasche. — „Sie bekommen?" versuchte ich es nochma's. Wieder keine Antwort.

„Sagen Sie bitte", versuchte ich es zum dritten Male, „ich möchte gerne wissen, was Sie für die Fahrt bekommen?"

Da brummte er böse: „Des werden's schon eh sehen, wann i Eahnen rausgib."

*

Die Wiener Küche ist gut. Auch die großen Wiener Restaurants sind gut. Aber es gibt in Wien auch Beisels. In so ein kleines Beisel unweit des Stephansturmes ging ich. Bestellte zum Wein etwas Käse.

Der Käse kam. Er war ausgetrocknet, schimmlig, fleckig und voller Fliegenpunkte.

„Herr Wirt!" rief ich entsetzt.

„Was wollen's denn?"

Wortlos zeigte ich auf den Käse.

„Ja, alsdann, was is denn des?" drehte sich der Wirt zum Kellner, hob den Käse hoch und warf ihn auf die andere gut aussehende Seite.

„Wie oft soll ich Euch noch sagen — so geyert's rein!"

*

In Wien ist Autofahren kein Vergnügen. Die Straßen sind oft verstopft, und nur mühsam kommt der Wagen vorwärts. Als ich von Wien wieder wegfuhr, hatte ich mich etwas verspätet und rief einen Chauffeur: „Bitte, recht rasch nach dem Westbahnhof!"

Der Chauffeur fuhr an. Erst schneller, dann immer langsamer, und schließlich mußte er an der Opernkreuzung überhaupt halten.

„Können Sie denn nicht schneller vorwärts kommen?" klopfte ich an das Fenster. „In zehn Minuten fährt mein Zug."

Da dreht sich der Chauffeur gemütlich um und sagte: „Ja, Herr Doktor, wann's so pressiert sein, warum laufen's denn dann net?"

—⊙—

Somm rliches Badeleben an der Riviera

Von Ernst Otto Reidhardt.

Die Tanzdiele.

Sie heißt hierzulande Rotunde und bildet den Kristallisationspunkt des Badelebens.

Hier ist sie eine Terrasse vor dem Kasino, dort eine in das blaue Meer hinausgebaute hölzerne Tribüne und wieder wo anders mitten im Pulversande eine durch Bambushecken und die trockenen Blätter der Dattelpalme beschützte, von Tischen und Stühlen umrahmte Gelegenheit, wo man twosteppen, Eis löffeln und die im Badekostüm Vorüberwandelnden beobachten kann.

Wie allüberall in der Welt, wo man sich nicht langweilt, so spielen auch hier Ball und Jeu die ausschlaggebende Rolle. Am Morgen und in den Stunden des Nachmittags, am Abend und noch tief in der Nacht wird man hier auf seine Rechnung kommen.

Der Heiratskandidat.

Er fehlt auf keiner Rotunde und auf keiner Strandpromenade. Immer auf der Suche und niemals zu einem Entschlusse gelangend, durchlebt er hier unter den Halbausgezogenen die Qualen des Tantalus. Er geht stark auf die Vierzig, und wäre er nicht so pächerlich, dann hätte er etwas Faustisches an sich. Denn er taumelt auf der Rotunde und noch mehr auf der Strandpromenade, ja selbst im abkühlenden Wasser, von Begierde zu Genuß, und im Genuß verschmachtet er nach Begierde. Im Genusse freilich, der vollständig imaginär ist und zu dem er, wenn das noch ein paar Jährchen so weiter geht, zeitlebens nicht mehr kommt.

Das Leben und Treiben am Strande gleicht ihm einer Speisekarte. All' die köstlichen Platten geht er von A bis Z durch, um schließlich dem Diener die feierliche Versicherung zu geben, daß er eigentlich noch gar keinen Appetit habe und doch lieber noch ein Viertelstündchen warten wolle. Dieses Viertelstündchen dehnt sich dann bis zum Beginn der nächsten Badesaison aus, denn dann ist der Heiratskandidat wieder pünktlich zur Stelle.

Sein Gespräch auf der Rotunde, das er gemeinhin nach dem Bade mit irgend einem Geistesverwandten vor einem Eis führt, bewegt sich ungefähr auf folgendem Niveau:

„Wer ist denn die hübsche junge Dame, die dort mit der Telegraphenstange foxtrottet?"

„Die kennen Sie wirklich nicht? Die Tochter eines berühmten Professors in Genua."

„Was Sie nicht sagen! Staatsbeamter? Ei . . ei . . . und die andere . . . tiefrot . . . wie Himbeersyrup?"

„Ihr Vater macht in Gorgonzola und Mortadella."

„Hm, hm . . . könnten Sie mich der nicht vorstellen?"

„Mit dem größten Vergnügen . . . Aber das Kind hat sechs Brüder . . ."

„Gleich sechs?" Der Heiratskandidat fährt entsetzt zurück und saugt an seinem „Chiacciato". Der Strohhalm in seiner zitternden Hand, durch den er schlürft, ähnelt mehr und mehr jenem anderen, nach dem der auf seine Rettung bedachte Ertrinkende greift. „Ich verzichte doch lieber auf die Vorstellung."

Der Hasenfuß.

Er heißt Giovanni Mimosa, ist aber trotzdem männlichen Geschlechts, obwohl der unberührbare Baum, der ihm den Namen gab, wie alle Bäume nach alter lateinischer Regel weiblich sein sollte.

Selbst in Italien ist Giovanni nach Möglichkeit blond. Auch hier trägt er eine Brille, denn auch hier ist er kurzsichtig, was sein Vorhandensein auf der Spiaggia nur noch rätselhafter macht.

Im Norden hat man weit mehr Verständnis für ihn, denn ein gewisses Mitleid wird ihm dort selten versagt.

Der Italiener und noch mehr die Italienerin finden aber Giovanni Mimosa höchst fad, lästig und abgeschmackt.

Die Ragazze und Signorine kichern, wo er sich nur zeigt, und suchen bei seiner Annäherung schleunigst das Weite. Alle Tänze sind besetzt, wenn er noch so rechtzeitig kommt.

„Er seufzt: „Das soll nun ein Vergnügen sein! Das ist ein Martyrium."

Und doch: Am nächsten Tage ist Giovanni Mimosa wieder da.

Der Schwerenöter.

Er ist der Schrecken aller Mütter und der Traum aller Töchter, denn er war schon viermal . . . verlobt! Er heißt Bibi! Und alle möchten sie ihn haben! Er könnte auch grade so gut Bob oder Dédé heißen.

Im letzten Augenblick zieht er immer wieder zurück.

Natürlich ist er der einzige Sohn eines Fabrikanten von „Salsa di Pomidoro", und das will bei dem Makkaroniverbrauch von Chiasso bis Siracusa nicht wenig bedeuten. Ist doch jede Schüssel alla Napolitana rotgefärbt wie des Morgenwölkchens reizender Saum!

Natürlich hat Bibi sein eigenes Auto und seinen eigenen Chauffeur. Was Wunder, da er ja seinen Vater ganz für sich allein hat!

Bibi ist hinten, Bibi ist vorn, Bibi ist allüberall!

Und Bibi hat Grundsätze:

Er verliebt sich immer, verlobt sich bisweilen und heiratet — nie!

Der Marterkasten.

Er gehört hier in Italien zum eisernen Bestand einer jeden Rotunde, wo er in irgend einer Ecke seinen Platz findet. Er steht immer offen, und seine Tasten erinnern an das furchtbare Gebiß eines Raubtieres, das statt Hungergeheules Foxtrotte auszustoßen bereit ist.

Damen zu Dutzenden, die nicht wissen, was sie mit ihren zehn Fingern anfangen sollen, sind stets vorhanden.

Sie malträtieren das Ungeheuer . . . und die Bestie bellt.

Schweigt sie einmal ausnahmsweise, dann wandelt sich die Rotunde in ein Paradies. Denn des Meeres gewaltige und einzigartige Melodie geht dann über sie hin.

Das Schweigen dieses Klaviers ist in Wahrheit ein Gedicht.

Ein gewichtiges Ehepaar.

Er ist Commendatore, und sie weiß das Gewicht solcher Würde zusammen mit der Last ihrer 50 Jahre und ihren 90 Kilo mit Anstand zu tragen. Wenn er in das Meer steigt, dann erinnert er an ein dampfendes Roß, das in die Schwemme geritten wird, und als Wellenschaumgeborene entsteigt die Gemahlin dem blauen Naß, nicht unähnlich dem aufgespannten Regenschirm, über den das landesübliche Malheur eines deutschen Sommerausflugs herniedergegangen ist. Aber was wollen Sie?

Die Hitze! Sie entschuldigt alles. Und als Frau eines Commendatore mit 90 Kilo Nettogewicht hat man nicht nur den Grund zum Schwitzen, sondern auch das Recht auf Abkühlung erwirkt.

Ein Kinderschwarm.

Eigentlich gehört ihnen die Strandpromenade, ihnen ganz allein! Diesen Ephebengestalten, ob nun männlichen oder weiblichen Geschlechts, die in der Form an die zierlichsten Figürchen aus Tanagra erinnern und die nun so lange in dieser Sonne gelegen haben, daß ihre Körperfarbe zu edelstem Bronzeguß geworden ist.

Welche Linien und welcher Uebermut! Das Salz der Flut hält sie frisch. Des Meeres würziger Odem stählt ihre Kraft und ihre Gesundheit . . . Ein Schwarm geflügelter Fischer, schießen sie dahin, unermüdlich! Sie holen sich den Hunger aus dem Meere, die wahren Glücksfischer! Ihm allein gehört die Spiaggia — dem Schwarm der Bambini!

—⊙—

Vendetta Corsa

Andrea Spada, der neue „König des Maquis".

Von G. W. Brandstetter.

In den Papiergeschäften von Bastia und Ajaccio füllen sie die Auslagen, damit der Fremde sie als Andenken mitnehmen soll: Fußlange Klappmesser in weißer Knochenschale den Mohrenkopf, das Wappen Korsikas, und die Worte „Vendetta Corsa" auf der Klinge eingeätzt.

Korsische Rache. Die Messer trennt haben nichts mit ihr zu tun. Aber die Rache lebt trotz aller Bekämpfung durch die französischen Behörden fort. Sie gehört zum Wesen des Korsen. Sie ist für ihn Tradition, sie erscheint ihm nicht als Verbrechen, sondern als Pflicht. Banditen nennt der Franzose die korsischen Rächer. Doch der Ausdruck ist schlecht gewählt, denn gemeinen Raub treibt keiner von ihnen. Wohl legen sie oft ganzen Dörfern eine Art Kontribution auf, doch diese wird meist willig geleistet. Keinem echten Korsen fällt es ein, einen Banditen zu verraten, vielmehr gewährt er ihm Schutz und Obdach. In manchem Gebirgsdorf schläft jede Nacht friedlich ein von der Gendarmerie Gesuchter. Das Maquis, der dichte Buschwald, nimmt ihn auf, sobald ein Freund erfährt, daß jenem die Gendarmen auf der Spur sind.

Der Fremde ist vor den Banditen unbedingt sicher. Mancher Bergsteiger mag in einer „Bergerie", den primitiven Steinhütten der Schäfer, einem bewaffneten Korsen begegnet sein, der ihm freundlich den Weg wies und mit ein wenig stolzem Dank die angebotene Zigarre nahm. Vielleicht war es wirklich nur ein Schäfer, vielleicht aber auch ein Bandit oder gar der „König des Maquis" selbst. So nennen sie auf Korsika jeweils den Banditen, der am häufigsten von sich reden macht. Der berühmteste war Antonio Ballacoscia, der zwei Menschenalter lang gegen die französische Verwaltung Krieg führte, den ein ganzes Bataillon nicht fangen konnte und der sich von Fremden gern photographieren ließ. In den letzten Jahren übernahm Romanetti aus Calcatoggio den Ehrentitel und spielte ein paar Kilometer vor den Toren der Hauptstadt mit den Gendarmen Katz und Maus, bis ihn die Kugel eines Verräters traf. Der heutige „König des Maquis" ist Andrea Spada aus Lopigna, der kürzlich durch den Ueberfall auf das Postauto Ajaccio—Lopigna von sich reden machte.

Vor acht Jahren saß Spada friedlich in seinem Heimatsdorf hoch über dem Tal des Liamone. Im Oktober kam er stets zum Fest des Ortsheiligen nach Sari d'Orcino herunter. Als er das letzte Mal dort erschien, war er einsilbig, denn kurz vorher hatte er seinen einzigen Sohn verloren. Mit Freunden saß er vor dem „Café" auf dem Hauptplatz. Unten im Dorf tanzte die Jugend. Hin und wieder knallten Freudenschüsse. Das Schießen gehört dort genau so gut zum Tanzen wie die Mädchen, und wer das weiß, nimmt sich eben ein wenig in acht.

Vielleicht hatten sie an diesem Tage etwas mehr als sonst getanzt und geschossen, vielleicht waren die Mädchen weniger zahlreich vertreten: auf jeden Fall weckte die Ankunft einer jungen Einheimischen am Arm eines Matrosen aus Ajaccio Aufsehen. Ein halbes Dutzend Eingesessener wollte sie dem Fremden abspenstig machen: „Tanz mit mir!" Das Mädchen weigerte sich. Der Matrose kam ihr zu Hilfe. Wieder knallten ein paar Freudenschüsse. Wer konnte dafür, daß einer den Matrosen traf?

Die Gendarmerie war gleich zur Stelle: „Wer hat geschossen?" Keiner. Niemand wollte etwas gesehen haben. Nur das junge Mädchen behauptete: „Santu Stefanini war es!" — „Nein, sie lügt!" schrien alle. Doch die Gendarmen suchten Santu Stefanini. Sie fanden ihn in Gesellschaft von Andrea Spada und Domeniko Rutili vor dem „Café" beim Kartenspiel. „Sie haben den Matrosen über den Haufen geschossen." — „Nein." Spada sprang auf: „Nein, Stefanini war es nicht. Er saß die ganze Zeit hier bei mir."

Die Gendarmen kümmerten sich nicht um Spada. Sie packten Stefanini und Rutili, der ihnen aus irgend einem Grunde verdächtig erschien, und wollten beide abführen. Da trat Spada dazwischen. Dem Freund zu helfen, ist die Pflicht jedes Korsen. „Hände weg von beiden!" sagte er ruhig und zog die Pistole. Ein Gendarm schob ihn zur Seite. Spada schoß beide über den Haufen.

Er tauchte im Maquis unter. Rutili begleitete ihn aus Freundschaft. Ein paar Tage später gestand ein bis dahin Unverdächtiger, den Schuß auf den Matrosen abgefeuert zu haben. Sein Geständnis kam zu spät, um weiteres Unheil zu vermeiden.

Zwei Jahre lang entgingen Spada und Rutili allen Nachstellungen der Gendarmen. Eines Abends baten sie einen Sarden, der unweit der Gravonamündung, zehn Kilometer von Ajaccio entfernt wohnte, um Obdach. Der Italiener nahm sie freundlich auf, doch nur, um seinen Sohn zur Gendarmerie zu schicken. Was wissen die Sarden, auf die jeder Korse verächtlich herabblickt, von der Pflicht der Gastfreundschaft? Zwanzig Gendarmen umstellten das Haus. Ein Hund warnte Spada. Der Kampf tobte in der Dunkelheit. Der Italiener war der erste, den Spada erschoß. Drei Gendarmen fielen. Rutili wurde verwundet und gefangen. Spada entkam.

Rutili sollte hingerichtet werden. Der Präsident der Republik begnadigte ihn. Die Behörden in Ajaccio atmeten auf. Spada hatte geschworen, seinen Freund zu rächen, wenn dieser dem Henker verfallen sollte. Die Bitten seiner Frau veranlaßten ihn, nach Spanien zu gehen. Doch in Barcelona wurde er festgenommen. Noch heute weiß dort niemand, wie Spada aus dem Gefängnis entkam. Er kehrte nach Korsika zurück, und Waffenstillstand schien zwischen ihm und der Gendarmerie zu herrschen. Man wußte, daß Spada im Maquis um Lopigna hauste und häufig seine Frau im Dorf aufsuchte, doch niemand fand sich, der ihn hätte verhaften wollen. Spada war „König des Maquis".

Deshalb wunderte er sich, als kürzlich der neue Bürgermeister von Lopigna sich gegen seine Herrschaft auflehnte. Der Ortsvorstand war gleichzeitig Unternehmer der Postauto linie Ajaccio—Lopigna. Spada forderte von ihm freie Fahrt für seine Frau. Der Bürgermeister ging nicht darauf ein. Spada drohte mit Zwangsmaßnahmen. Der bisherige Kraftwagenführer gab den Dienst auf. Sein Fell schien ihm zu kostbar, um es einer Kugel auszusetzen. Der Kraftwagenbegleiter hielt zu seinem Arbeitgeber.

Ein neuer Chauffeur führte den Wagen, in dem drei Reisende saßen und der von drei Gendarmen als Schutzwache begleitet wurde. Kurz vor Lopigna sperrte plötzlich ein Hindernis — Steine und Aeste — die Straße. Kraftwagenbegleiter und Gendarmen stiegen aus, um es zur Seite zu räumen. Da peitschten vier Schüsse auf. Sie töteten zwei Gendarmen auf der Stelle und verwundeten den Begleiter schwer. Dem dritten Gendarmen stieß zu seinem Glück die Mündung des Karabiners eines fallenden Kameraden gegen den Kopf, sodaß er betäubt wurde.

Spada und vier Freunde sprangen aus dem Maquis. Sie gaben dem Begleiter den Gnadenschuß, zwangen den Chauffeur, den Postsack vom Verdeck zu holen, und beruhigten die Reisenden: „Geht zu! Ihr habt bei der Sache nichts zu tun." Dann mußte der Führer seinen Wagen selbst in Brand stecken. In aller Ruhe sahen die Banditen das Freudenfeuer brennen, das Spada seiner Rache darbrachte.

Dann lud der „König des Maquis" dem Kraftwagenführer den Postsack auf die Schulter: „Sieh zu, daß du ihn unversehrt nach Sari d'Orcino bringst!"

Merkwürdige Verbrecher, die Menschen um einer Kleinigkeit willen kaltblütig niederknallen und dann ängstlich besorgt sind, daß die Post, die Unbeteiligten gehört, keinen Schaden nimmt. Die Erklärung für diesen Widerspruch liegt in den beiden Worten „Vendetta Corsa".

—⊙—

Biscaya

Kleine Dampfergeschichten im Sturm.

Von Udo Wildvang.

Merkwürdiges Wort „Biscaya". Ich weiß nicht, woher dieser Name kommt. Seit heute kenne ich aber seinen vollen Inhalt. Im Reiseführer lese ich: „. . . die Leuchtfeuer von Le Quessant kündigen dann den Eintritt in den Atlantischen Ozean an, der in längeren und mächtigeren Wellen bemerkbar wird." Bemerkbar! Und wie!

Es hämmert in den Hirnen, Magenhaken sausen sonder Wahl. Selbst Exzellenzen werden ins Genick gepackt und zur tiefen, leidvollen, aufwühlenden Reverenz vor dem Atlantischen Ozean gezwungen.

Wie kann er so tapfer witzeln und spötteln, der Poet und „Historiker"! Der Vielschreiber für ganz Ausgeruhte, der witzige Schilderer der großen Gesellschaft des mondänen Mikrokosmos, der die Welt ganz allein — Makrokosmus — zu sein behauptet, ohne den es nicht „geht". Auch heute nicht. Der Poet, der verwöhnte, verhätschelte Liebling dieser kleinen großen Welt, hat sich ahnungsvoll in der ruhigsten, hübschesten, komfortabelsten Kabine des Neuntausendtonnendampfers eingerichtet. Der Respekt vor Autoritäten, den er sonst nicht pflegt, hat ihn hier zur Vorsicht veranlaßt.

Lächelnd zieht der Spötter seine Kreise rund um das Promenadendeck. Seine kleinen runden Ohrmuscheln verraten seine Lust am Leid der anderen, wenn er schon den Rücken gewandt hat. Ehe er ihn zeigte, markierten seine spitz ausrasierten Mundwinkel Mitleid, Teilnahme, Wünsche für baldige Besserung und der unterstrichenen Wohlergangenheit.